



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hartwigs Höllenfahrt), der doch sonst schreiben kann, analysiren wollten. Also wozu das?

Aber noch eins. Was mögen sich wohl die Franzosen nach unsrer angeblich vornehmsten Zeitschrift von unsrer „Litteratur“ für eine Vorstellung machen? Und mit welcher Überlegenheit werden sie an ihre Revue des deux mondes und an ihre Gazette des beaux arts denken, wenn sie sich an dieser unbeholfnen deutschen Nachäfferei genugsam erlustigt haben? Sie haben freilich Grund dazu, wenn sie sehen, wie man mit den Abfällen ihres Witzes Kultus treibt.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Europa hat Ruh. Um Neujahr herum war der politische Froschteich unsers Vaterlands ein wenig in Aufregung geraten; außer den Hamburger Enthüllungen waren noch ein paar andre Steine hineingefallen, wie der Prozeß Tausch und der Hamburger Ausstand. Aber jetzt hat sich alles wieder beruhigt, und die verschiednen Gruppen singen ihr altes Lied in alter Ruhe und Gemütlichkeit ganz piano weiter. Die Agrarier schreien nicht mehr, sondern singen bloß noch, um so melodischer, da ihnen die Regierung das von der erfindungsreichen Chemie bereitete Dimethylamidoazobenzolpflaster auf den wunden Mund legt, die Sozialdemokraten verlangen, bloß zum Zeitvertreib, den Achtstundentag, wie das Kind den Mond verlangt, worüber sich die Welt so wenig aufregt, wie über ihre unvermeidlichen Nörgeleien an der Militärverwaltung und am Militärstrafprozeß, und die Nationalliberalen, die einigen Grund zur Verstimmung haben, sind viel zu gebildete Leute, als daß sie ihre Beschwerden mit einer das Schlummerkonzert störenden Energie laut werden ließen. Nur im Herrenhause, wo nicht einmal der Gedanke an Widerspenstigkeit gegen die Regierung aufkommen kann, haben sich bei der Beratung des preussischen Schulgesetzes die Oberbürgermeister, die ja wohl dieser Partei angehören, etwas lebhaftere Klagen über die Bedrückung der großen Städte zu Gunsten der Gutsbesitzer erlaubt. Dagegen nahmen es ihre Parteigenossen am 23. Februar im Abgeordnetenhause stillschweigend hin, daß der Graf Kanitz den Dortmund-Emskanal, wie sich ein Zentrumsabgeordneter ausdrückte, in den Dreck werfen wollte (Dreck in den Kanal zu werfen, würde leichter gehn), und dabei zur Aufmunterung etwaiger Streifgelfüste bemerkte: „Wenn es irgend einer Industrie heute gut geht, so ist es die Kohlenindustrie, derentwegen der Kanal gebaut worden ist.“ Auch durch den sozialistischen Antrag Bloek, die Kosten der Alters- und Invalidenversicherung durch Steuern aufzubringen und die Leute, die gar keine Arbeiter haben, nach ihrem Einkommen dazu heranzuziehen, regt die sonst in Sachen des Sozialismus so empfindlichen Herren nicht auf, ebensowenig der noch offenkundiger sozialistische Antrag des Zentralverbands deutscher Kaufleute, die großkapitalistischen Detailgeschäfte mit einer progressiven Betriebsteuer zu belasten, die bis zu hunderttausend Mark steigen soll; man nimmt dergleichen Anträge wohl nicht ernst. So

ist alles voll Ruhe und Harmonie, und die preußische Lehrerschaft stimmt sogar ein gedämpftes Loblied auf den Herrn Kultusminister an, das wohl, wenn die vom Herrenhause durchgesetzten „Verbesserungen“ anfangen werden zu wirken, allmählich wieder in ein gedämpftes Klagegedicht umschlagen wird. Das Dumbum vor Kreta hat nun diese idyllische Ruhe nicht etwa gestört, sondern ist mit Wärme und Begehagen vernommen worden, wie vor fünfzig Jahren der ruhige Bürger in seinem Bett das Getöse des Nachtwächters vernahm, von dem er wußte, daß es alle Ruheförderer verschleude, und wenn Chamisso heute lebte, er würde singen:

Gehet nach Haus und wahret das Licht,
Daß dem Staat kein Schaden geschieht!
Lobt die Jesuiten!

was ja — nämlich das letzte — auch wirklich nächster Tage wieder einmal im Reichstage befolgt werden wird. (Die Leser werden gebeten, bei dieser Gelegenheit wieder einmal das ganze Nachtwächterlied durchzulesen, bloß aus litterarischem Interesse, um sich aufs neue zu überzeugen, in welchem Grade der echte Dichter ein Prophet ist.)

Andächtig und Beifall nickend liest bei solcher Gemütsverfassung der ruheliebende Staatsbürger die weisen Worte, mit denen Herr Hanotaux die Weisheit des diplomatischen Europas feiert: „Durch ein Verfahren, das stets Erfolg gehabt hat, da es reiflich überlegt ist, hat die europäische Diplomatie nach und nach das Eindringen des europäischen Geistes in die rebellische Welt des muselmanischen Orients bewirkt. Es ist die europäische Diplomatie, die allmählich, zuerst als privilegierte Provinzen, sodann als freie Fürstentümer oder selbst als unabhängige Nationalitäten alle Balkanstaaten: Griechenland, Rumänien, Serbien und Bulgarien begründete.“ Der loyale Bürger vergißt ganz und gar beim Anhören dieses Selbstlobes der Diplomatie, daß die Diplomaten keinen Tropfen Tinte über die orientalischen Wirren vergossen haben, der nicht entweder die Ursache oder die Wirkung von vergossenen Blutströmen gewesen wäre, und daß sie in der Europäisierung des muselmännischen Orients keinen Schritt vorwärts gethan hat, zu dem sie nicht durch Revolution oder Krieg gezwungen worden wäre; ja der loyale Bürger vergißt heute, was er erst gestern erlebt hat, daß die Kreter bis zum jüngsten Tage auf die ihnen jetzt von ganz Europa feierlich verheißene Autonomie hätten warten können, wenn sie sich nicht mit Griechenland verbündet hätten und dieses ihnen nicht zu Hilfe gekommen wäre. Wenn aber Herr Hanotaux ausruft: „Die europäische Diplomatie ist es, die es ermöglicht, daß auf Samos, in Rumelien und im Libanon — Armenien nennt er wohlweislich nicht — die christliche und die muselmännische Bevölkerung in Frieden Seite an Seite lebt unter dem Schutze ihrer hohen Garantin,“ so ist das vollends zum Lachen. In Rumelien wie im Libanon schlagen einander die friedlichen Nachbarn von Zeit zu Zeit tot, und in Samos ist die Zahl der Mohammedaner so gering, daß sie sich gegen die Christen nicht auflehnen können. Das Sprüchlein: Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen, heißt ins Hochpolitische übertragen: Helft euch selbst, ihr Völker, so wird euch die Diplomatie schon helfen!

Also Kreta hat jetzt seine Autonomie so gut wie in der Tasche. Das Kleinod Europas, die Herrschaft des türkischen Sultans, bleibt freilich — auf dem Papiere — unversehrt, und die Griechen werden vorläufig noch einmal von Kreta abziehen müssen. Ob sie besser, schlechter oder ebenso schlecht wie die Türken dort regieren würden, wissen wir nicht, weil wir niemals in Griechenland und in der Türkei gereist sind und die dortigen Völker nicht aus eigener Anschauung kennen. Nur so

viel wissen wir, daß keines der von der Türkenherrschaft befreiten Völker Lust hat, unter diese Herrschaft zurückzukehren, daß unter der Türkenherrschaft alle ehemals blühenden Länder zur Wüste geworden sind, und daß dieselben Blätter, die jetzt keinen guten Fez an den Griechen lassen, von Zeit zu Zeit Reisebeschreibungen gebracht haben, in denen von dem Charakter des Völkchens die günstigste Schilderung entworfen wird, wenn auch selbstverständlich Fehler zugestanden werden — welcher Mensch und welches Volk hätte die nicht? Ob die Beweglichkeit und Unruhe der Griechen, das hellenische Erbe, zu ihren Fehlern oder zu ihren Vorzügen zu rechnen sei, das hängt von den Umständen ab; daraus, daß diese Eigenschaft den Nachbarn und den Diplomaten un bequem ist, folgt noch nicht, daß sie dem Volke selbst schaden müsse. Auch sozialdemokratische Blätter haben, vielleicht aus Abneigung gegen alles Christliche, für die Türken und gegen die Griechen Partei ergriffen. Ihnen tritt in Nr. 22 der Neuen Zeit Eduard Bernstein entgegen, der sich u. a. auf folgenden Satz in Andrees Handbuch beruft: „Die Türkenwirtschaft hatte dem Lande im ganzen 2300 000 Eibäume gelassen, 1860 waren wieder 7500 000 und 1876 sogar 12000 000 Eibäume vorhanden. Das Erträgnis hat sich in vierzig Jahren verzwanzigfacht.“ An dem jetzigen finanziellen Bankrott des Völkchens, meint Bernstein, sei der Umstand schuld, daß ihm die Großmächte nicht gleich von Anfang an genügend Elbogenraum gelassen hätten; er erinnert daran, daß Prinz Leopold von Koburg, dem die Krone zuerst angeboten wurde, sie mit der Begründung ausgeschlagen habe, die Grenzen des neuen Staates seien viel zu eng gezogen, vor allem gehöre Kreta unbedingt zu Griechenland. Bernstein erinnert an eine Thatsache, die beweist, wie kurzsichtig mitunter berühmte Staatsmänner sein können. Als im Mai 1858 Gladstone, von Lord John Russell, dem Führer der Liberalen unterstützt, für die Vereinigung der Donaufürstentümer zu einem unabhängigen Staate eintrat, da bekämpfte Palmerston seinen Antrag als „russisch,“ und Disraeli bezeichnete ihn als roh und unüberlegt; er spottete über die Idee, „in den Donaufürstentümern ein phantastisches Königreich aufzubauen und in jenen Ländern etwas einzuführen, was in Wirklichkeit nur ein Luftgebilde von Unabhängigkeit sein würde.“ Rumänien ein Luftgebilde! Für die Unabhängigkeit der Donaufürstentümer sprach Lord Cecil, der jetzige Lord Salisbury, den Bernstein mit den Worten charakterisiert: „kein durch eine Madame Novikoff hinteres Licht geführter Gladstone, oder durch russische Nebel erkaufte Duzendpolitiker, sondern der Abkömmling eines Geschlechts von Staatsmännern ersten Ranges, der Nachkomme William Cecil Burleighs, des berühmten Ministers der Königin Elisabeth“; auch kenne Salisbury die Türken aus eigener Anschauung. Nun, mögen sich die Dinge weiter entwickeln, wie sie wollen, das eine steht fest: wie bisher, so wird die Diplomatie auch in Zukunft alles Geschehene anerkennen, gut heißen und feierlich beglaubigen, weil sie eben nicht ändern kann.

Zur Frage über den Zeichenunterricht erhalten wir folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr!

Die Novembernummer 48 der Grenzboten von 1896, welche mir erst jetzt zu Gesicht gekommen ist, enthält einen Artikel unter dem Titel „Die Reformation unsers Zeichenunterrichts von K. Lange.“ Sie gestatten wohl dem darin persönlich Angegriffenen, zugleich im Namen der andern, einige Worte zur Berichtigung.

Lange giebt sich den Anschein, als ob er den jetzigen Zeichenunterricht genau kenne. Er hat aber nicht einer einzigen Unterrichtsstunde beigewohnt, nicht eine

einzigste Ausstellung von Schülerarbeiten beichtigt, durch welche ihm der Einblick in die Lehrweise der von ihm grüßlich angegriffnen Vertreter dieses Faches hätte werden können, welcher ihn berechnigte zu urteilen. Einer zu diesem Zwecke von mir an ihn ergangnen Einladung ist er bis heute nicht nachgekommen.

Mein Lehrbuch hat er nachweisbar nur sehr oberflächlich durchblättert. Wie anders wäre es sonst möglich, daß er Anforderungen, die ich darin von jeher, von der ersten bis zur jetzt erschienenen fünften Auflage, entschieden vertritt, als neu aufstellt und seine Beschuldigungen darauf zu begründen sucht?

Wie seine Schilderungen der angeblich jetzigen Zustände beweisen, kennt er höchstens den Unterricht einiger Bedauernswerten, denen die Anforderungen der Jetztzeit ebenso oberflächlich bekannt sind als ihm, die gleich ihm die Rinde des Baumes benagen, dessen Blüten und Früchte sie kurzschichtigweise nicht sehen.

Dem gegenüber hat seit einer langen Reihe von Jahren und aus den verschiedensten Ländern der Erde eine sehr große Zahl von Fachmännern, Künstlern und Pädagogen — darunter Namen ersten Ranges — teils durch längern Besuch, teils unmittelbar als Schüler dieselbe Lehrweise genau kennen und hochschätzen gelernt und deren Ruf verbreitet, die Lange als einen „pedantischen Unsinn“ gelehrt von „verknöcherten Methodikern“ den Behörden als überaus kunstgefährdend zu denunzieren sucht.

Daß der Professor der Ästhetik mit diesen rustikalen Worten zugleich auf den Verein deutscher Zeichenlehrer und auf Dr. Stuhlmann, Hamburg, mit „Sieben,“ welche „sitzen“ sollen, einhauen will, ändert nichts an der Sache. Er könnte sogar bei genauerem Quellenstudium, als es ihm der „Kassettisch“ bot, eine bedeutend größere Zahl von erfahrenen deutschen und ausländischen Fachmännern mit seinen Rodomontaden bedrohen, die auf seine aufdringlich angepriesene „Reform“ ebenso geringschätzig lächelnd herabsehen wie die Genannten, die z. B. den immensen Wert des vierjährigen Kopierens von „Lebensformen“ nicht anerkennen, weil diese dem Kindergarten entnommenen Karikaturen von zweibeinigen Möbeln, dreieckigen Regenschirmen und viereckigen Simern aller unmittelbaren Naturanschauung zuwiderlaufen, folglich auch der künstlerischen. Die Schule der Neuzeit fordert aber von jedem ihrer Jünger, daß es belehre durch eine vernunftgemäß geleitete Anschauung. Deshalb will der jetzige Zeichenunterricht den schon von Rousseau und Pestalozzi bekämpften alten Schlandrian des gefühlsmäßigen Nachahmens endlich abschütteln, er will auf ein bewußtes Betrachten und Beobachten ein auch den Anforderungen der Kunst entsprechendes verständnisvolles Nachbilden gründen. Lange fordert das Erstere, verwirft das Letztere.

Hiermit soll nur im allgemeinen der Standpunkt charakterisiert werden, den der jetzige, im gesunden Fortentwickeln begriffne Zeichenunterricht der gewaltsam versuchten Reaktion Langes gegenüber einnimmt. Ein weiteres gehört in die Fachblätter.

Leipzig

Prof. Fedor Flinker

Wir haben dieser Zuschrift die Aufnahme nicht verweigert, geben aber selbstverständlich auch unserm Mitarbeiter, dessen Ausführungen wir nicht aufgenommen hätten, wenn wir ihnen nicht zustimmten, nochmals das Wort. Er schreibt uns:

Es ist von jeher Brauch gewesen, daß die Verteidiger eines verlorenen Postens den Angreifern, die in ihren Augen natürlich frivole Revolutionäre sind, einen gänzlichen Mangel an Sachkenntnis vorwerfen. Ich habe mich deshalb durchaus nicht gewundert, daß auch Herr Flinker das in seiner Erwiderung mir gegen

über thut. Auch bin ich ganz damit einverstanden, daß er sich seiner Haut wehrt und auf einen groben Klotz, wie ich einer bin, einen groben Keil setzt. Nur sollte er sich dabei an das halten, was litterarisch von mir vorliegt. Woher weiß er denn, daß ich niemals eine Ausstellung von Schülerarbeiten gesehen habe? Etwa daher, daß ich seine zu Ostern 1893 an mich ergangne Aufforderung, eine solche in Leipzig unter seiner Führung anzusehen, aus persönlichen Gründen dankend ablehnen mußte? Es giebt doch noch andre Städte auf der Welt als Leipzig und andre Zeichenlehrer als Herrn Flinker!

Wie ich dazu kommen sollte, einer Unterrichtsstunde beizuwohnen, wüßte ich wirklich nicht, da mich noch niemand dazu aufgefördert hat, und unser Schulunterricht bekanntlich nicht öffentlich ist. Wie es in diesen Zeichenstunden hergeht, weiß ich aber ganz genau aus den zahlreichen Lehrproben, die die Zeichenlehrer selbst in ihren Zeitschriften und Lehrbüchern veröffentlicht haben. Und ich weiß auch, daß diese Zeichenlehrer sich, soweit sie nicht Schüler Stuhlmanns sind, immer auf Herrn Flinker als die große Autorität, als den „Reformator des Zeichenunterrichts“ berufen. Und er selbst duldet diese Berufung, ja er hat seine Bestrebungen geradezu mit denen des Vereins deutscher Zeichenlehrer identifizirt, indem er die Wahl zum Ehrenmitgliede dieses Vereins angenommen hat.

Es ist mir nun durchaus nicht eingefallen, weder in meiner „Künstlerischen Erziehung der deutschen Jugend“ noch in dem inkriminirten Grenzbotenartikel, die Flinkersche Zeichenschule in ihren Einzelheiten kritisiren zu wollen. Es kam mir vielmehr nur darauf an, ein Bild der typischen Mißstände zu geben, die sich infolge der von Flinker eingeführten geometrisch-ornamentalen Methode in den modernen Zeichenunterricht eingeschlichen haben. Worin sich dieser zu seinem Vorteil von dem „Bildchenmachen“ der frühern Zeiten unterscheidet, weiß ich sehr wohl und habe es auch in dem erwähnten Werke ausführlich dargelegt. Diese Darlegungen in dem Grenzbotenartikel zu wiederholen hatte ich nicht die mindeste Veranlassung. Die Mißgriffe aber, die thatsächlich vorhanden sind, kann jedermann aus der Litteratur sowohl wie aus der Praxis ebenso gut kennen lernen wie ich. Sie sind an der einen Schule größer, an der andern kleiner. Sie zeigen sich in einzelnen Städten nur wenig, in andern drängen sie sich geradezu auf. Sie werden von dem einen Lehrer nur in geringem, von dem andern in hohem Maße mitgemacht. Es ist doch eine lächerliche Forderung, daß ich, dem es darauf ankam, diese Fehler zu schildern, jeden einzelnen Fall besonders behandeln, jedem Zeichenlehrer womöglich seinen eignen „Storch braten“ solle.

In Bezug auf die Sache bemerke ich, daß jeder, der die Zeitschrift des Vereins deutscher Zeichenlehrer durcharbeiten will, in ihr die Belege für alle einzelnen Behauptungen meiner „Künstlerischen Erziehung“ finden kann. Ich habe kein Wort gesagt, für das ich nicht, wenn es gewünscht würde, den Beweis aus der Litteratur beibringen könnte. Ob Herr Flinker mit allen diesen Äußerungen seiner Kollegen übereinstimmt, weiß ich nicht, es ist mir auch höchst gleichgiltig. Genug, daß diese ihn als ihren geistigen Führer anerkennen.

Wie es aber mit der Praxis bestellt ist, das weiß jeder aus seiner eignen Erfahrung und aus Beobachtungen an seinen Kindern oder denen seiner Verwandten und Bekannten. Wozu ereifert sich also Herr Flinker eigentlich? Wenn ich bei meiner Schilderung wirklich, wie er behauptet, übertrieben habe, so wird das ja jeder sofort sehen und meine „Kodomontaden“ ad acta legen. Habe ich aber nicht übertrieben, so wird keine Dialektik der Welt die Eltern davon überzeugen, daß ihre Kinder gegenwärtig einen anregenden und künstlerischen Zeichenunterricht erhalten.

Ich muß meinem Gegner leider die traurige Mitteilung machen, daß ich wieder auf Grund meines Grenzbotenartikels eine ganze Reihe von zustimmenden Äußerungen erhalten habe, und zwar meistens von Leuten, die ich persönlich gar nicht kenne, und die trotzdem das Bedürfnis fühlten, mir zu versichern, wie sehr ich ihnen aus der Seele gesprochen hätte. Es befinden sich darunter Zeichenlehrer von anerkanntem Rufe und mir gänzlich unbekannte Laien, besonders aus Hamburg und Leipzig, also Leute, die dieser Frage sowohl als Sachkenner wie als Unbefangene, jedenfalls aber mit eigener persönlicher Anschauung gegenüberstehen. Besonders interessant war mir die Korrespondenz mit dem Zeichenlehrer Herrn Friß Müller in Hamburg, der an einer dortigen Schule eine neue Zeichenmethode, das „Stäbchenzeichnen“ eingeführt und darüber schon einen Leitfaden („Das Zeichnen nach Stäbchen auf der Unterstufe,“ Hamburg 1895) veröffentlicht hat. Diese neue Methode beruht auf denselben „schematischen Lebensformen,“ die ich im Anschluß an Pestalozzi und Fröbel vorgeschlagen hatte, freilich nicht, wie Flinker sagt, als Unterrichtsstoff für vier Jahre, sondern mit Blättern zusammen für drei Jahre. Herr Flinker freilich wird nicht müde diese Lebensformen in Vorträgen und Aufsätzen als Karikaturen lächerlich zu machen, während sie sich in der Praxis überall, wo sie eingeführt worden sind, in Amerika wie in Deutschland, vorzüglich bewährt haben.

Herr Flinker wird noch manche bittere Erfahrung dieser Art machen. Denn die Tage des kunstgewerblichen, des geometrisch-ornamentalen Zeichenunterrichts sind gezählt. Solange die Herren Flinker und Stuhlmann ihren Einfluß geltend machen können, wird er freilich nicht ganz verschwinden. Aber es wächst ein jüngeres Geschlecht heran, das ihm bald ein Ende machen wird. Dann wird auch Flinkers Zeichenschule als eine für ihre Zeit immerhin interessante und in gewissen Richtungen verdienstliche Erscheinung gewürdigt, aber eben nur mit historischem, um nicht zu sagen archäologischem Interesse gewürdigt werden.

K. Lange



Litteratur

Pastor Hammer. Ein Zeitbild von Leopold Guthart. Leipzig, Reinhold Werther, 1896

Die Geschichte eines sozialen Pastors, der auf Betreiben der Junker seines Amtes entsetzt wird, also „ein garstig Lied! Pfiu! ein politisch Lied! ein leidig Lied!“ aber eben deswegen als Zeichen der Zeit einiger Beachtung wert; auch ist die Erzählung nicht ohne novellistisches Geschick abgefaßt. Dem Verfasser ist jedoch das Malheur passiert, einen pommerschen Pastor zum Modell erkoren zu haben, der ein schlimmes Ende genommen hat; wahrscheinlich war das Buch schon fertig, als die häßliche Geschichte bekannt wurde, die selbstverständlich zu keinen Schlüssen auf den Charakter sozialer Pastoren im allgemeinen berechtigt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig